

Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus
Band: 64 (1973)

Artikel: Das Glarnerland im Jahre 1797 in den Augen des Dr. J.G. Ebel
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584737>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Glarnerland im Jahre 1797 in den Augen des Dr. J. G. Ebel

Das Glarnerland im 18. und am Anfange des 19. Jahrhunderts ist von manchem Reisenden geschildert worden. Der kürzlich verstorbene Jacob Gehring hat schon vor Jahren darauf aufmerksam gemacht. Den Dr. Ebel hat er übergegangen, vielleicht deshalb, weil dessen «Gebirgsvölker der Schweiz», deren 2. Band fast ausschließlich dem Glarnerland gewidmet ist, auf weite Strecken mehr eine Abhandlung ist und nur der Form nach als Reisebeschreibung auftritt. Auch die Rechtshistoriker haben sich seine Mitteilungen nicht zunutze gemacht, weder J. J. Blumer noch sein Biograph, Ernst Zweifel, der letztere wohl deshalb nicht, weil der ihn beratende Landesarchivar damals selbst Ebel noch gar nicht begegnet war. Jakob Winteler, der in aller landeskundlichen Literatur wohl Bewanderte, hat ihn im 2. Band seiner «Geschichte des Landes Glarus» einmal zitiert, etwas häufiger Jost Hösli, dann und wann auch Fridolin Kundert und zuletzt Hans Trümpy-Meyer¹. Alle diese Autoren haben die oder jene Einzelheit herausgegriffen. Die Begegnung mit dem Ganzen der «Gebirgsvölker» wird also immer noch ein wesentliches Erlebnis vermitteln können. Nach einigen Mitteilungen über die Person des Autors möchte ich versuchen, mit Hilfe reicher Zitate zu zeigen, wie Ebel das Glarnerland gesehen hat.

I

Johann Gottfried Ebel ist als Sohn eines begüterten Kaufmanns in dem heute polnischen Silichowo, das damals Züllichau hieß, im Jahre 1764 geboren worden. Er studierte an der heute längst nicht mehr existierenden Universität Frankfurt an der Oder Medizin, mit breitestem naturwissenschaftlichem Umblick, und promovierte 1788. Nach einem Aufenthalt in Wien kam er in die Schweiz, um einen Freund ins Bad Pfäfers zu begleiten. Aber er verweilte viel länger, als dieser Anlass erfordert hätte. Er durchzog das Land während fast dreier Jahre in allen Richtungen. Er ließ sich dann in Frankfurt am Main als Arzt nieder. Dort machte er, der ein entschiedener Anhänger der Revolutionsideen war, wie übrigens in den Anfängen auch Fichte, Pestalozzi und sehr viele Männer minder hohen Namens, sich verdächtig durch eine Übersetzung der politischen Schriften des Abbé Sieyès², der zu Beginn der Revolution mit flammenden Worten als Anwalt des Dritten Standes hervorgetreten war. Ebel ging für einige

Jahre nach Paris, äußerlich in diplomatischer Eigenschaft — «attaché à la légation de Francfort» war sein Titel —, doch war er in der Hauptsache ärztlich, schriftstellerisch und wissenschaftlich tätig. Er machte auch manche politischen Bekanntschaften und Beobachtungen. Er war nicht nur in der Lage sondern hatte auch den Mut, seine schweizerischen Freunde auf die ihnen aus Paris mit Sicherheit drohende Gefahr aufmerksam zu machen und ihnen aufs dringendste politische Reformen zu empfehlen, die die Invasion verhindern könnten. Da es ausser den politisch-ideologischen Gründen für die französische Invasion doch auch sehr handfeste finanzielle und strategische Beweggründe gab, ist es aber höchst unwahrscheinlich, daß seine Ratschläge, auch wenn sie auf weniger taube Ohren gestoßen wären, Frucht getragen hätten. Paris enttäuschte ihn übrigens nicht nur als Freund der Schweiz, sondern auch persönlich gründlich. Er mußte, nach einer Formulierung Hölderlins in einem Briefe an ihn (vom 10. 1. 1797, 229) innerlich, und einige Jahre später auch äußerlich, «Abschied nehmen von einer Stelle, wo man alle Früchte und Blumen der Menschheit in seinen Hoffnungen wieder aufblühen sah³.»

Von 1802 bis 1810 hielt sich Ebel, abgesehen von einzelnen Ausflügen in die Schweiz, wieder in Frankfurt auf, 1810 siedelte er ganz zu der Familie Escher-Goßweiler in Zürich, die er dort kennen gelernt hatte, über, winters im Haus zum Brunnen am Fröschengraben, sommers in einem Landhaus am See wohnend. Arzt und Privatgelehrter also war Ebel. Er hätte manche Berufungen deutscher Universitäten annehmen können, er zog das zürcherische Stilleben vor. Seine hauptsächlichen Bücher erschienen alle bis 1808: Die «Anleitung, auf die nützlichste und genüßreichste Art die Schweiz zu bereisen» war in zwei Bänden schon 1793 in Zürich erschienen und erlebte mehrere erweiterte Auflagen und Uebersetzungen ins Französische und Englische. Die zwei Bände der «Schildderung der Gebirgsvölker in der Schweiz» erschienen in den Jahren 1798 und 1802 in Leipzig (vermittelt durch Paul Usteri), in Zürich 1808 sodann «Über den Bau der Erde in dem Alpengebirge» (2 Bde.), ein Werk, in dem er nach seinen eigenen Worten «die großen, in den Gebirgen ausgeprägten Natur-Hieroglyphen der wundervollen Schicksale der Erdkunde entziffern will» (Bau der Erde I, XXX). Die letzten zwanzig Jahre sammelte er emsig weiteres Material zu neuen Auflagen und Erweiterungen dieser Werke, doch kam nichts mehr Wesentliches zustande. An neuen Interessen und Fragestellungen war einerseits das Phänomen des Kretinismus an ihn herangetreten, Forschungen, die in der Folge der Arzt und

Philosoph I. P. V. Troxler fortsetzte, bis dann viel später erst moderne naturwissenschaftliche empirische Medizin sich der Sache bemächtigte, anderseits Beobachtungen über Erdmagnetismus und Rutengängerei, die, weil nicht publiziert, ebenfalls von andern später ganz neu aufgenommen wurden. Relativ früh auftretende Leiden haben ihn in den letzten Lebensjahren — er starb 1830 — am Schreiben gehindert. Noch mehr war es die Überfülle der Besucher, die den bekannten Verfasser der «Anleitung» in seiner Zürcher Wohnung heimsuchten und an kontinuierlicher Arbeit hinderten. Fast wie in einem Gratis-Reisebureau muß es dort oft ausgesehen haben. Jeder etwas prominenter oder doch zudringlichere Schweizerreisende kam zu Dr. Ebel, damit er ihm eine Reiseroute zusammenstelle. Und dieser mochte solchem Betrieb kein Ende setzen, weil sich unter solchen Scharen doch ab und zu auch ein edler Mann fand, mit dem sich das Gespräch lohnte. So hat Dr. Ebel 1819 den preußischen Kronprinzen, den späteren Friedrich Wilhelm IV., auf seiner Schweizerreise begleitet, so suchte ihn mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit B. G. Niebuhr in Zürich auf, als er von Rom nach Preußen zurückkehrte ⁴. Aber schöpferische Arbeit war unter solchen Bedingungen immer weniger möglich.

Nachdem wir vom äußeren Lebensgang ein knappes Bild gezeichnet haben, bleibt uns zu sagen, wer dieser Mann eigentlich war: ein Mann aus dem Übergang von der alten in eine neue Zeit. In keiner Literaturgeschichte hat er Platz gefunden, auch Paul Wernle erwähnt ihn nie, obwohl dazu mancher Anlaß bestanden hätte. Die neueste Geschichte der «Aufklärung in der Schweiz» weiß von ihm nichts zu sagen, denn so sehr die «Aufklärung» vom 18. ins 19. Jahrhundert hinüberwirkt, so ist sie für die schulgerechte Geschichtsschreibung vor dem Ausbruch der Revolution zu Ende. Und eine moderne Monographie, die den ganzen Nachlaß verarbeitete, existiert nicht. Noch sind wir auf die Würdigungen in drei Zürcher Neujahrsblättern angewiesen, 1833 von Ferdinand Meyer, dem Vater des Dichters, 1836 von Heinrich Escher, 1917 von Arnold Escher, aus denen wir schon für den Aufriß des äußeren Lebensganges geschöpft haben, endlich, und nicht zuletzt, auf Ebels Werke. Dazu käme ein kundiger Aufsatz von Ludwig Strauß im Euphorion 32, 1931, sowie die Kommentare der Briefausgaben, in denen Briefe weniger von als an Ebel gedruckt sind. Die Briefe aus der Feder von Ebel selber wären erst zu sammeln. Allein von denen, die er an Paul Usteri schrieb, sind 63 erhalten.

Johann Gottfried Ebels Büste von H. M. Imhof steht im oberen Foyer der Zürcher Zentralbibliothek. Sie zeigt die stolze Adlernase, von der auch

zu lesen steht, dazu die Haartracht, die heute wieder modisch zu werden beginnt.

Johann Gottfried Ebel war zunächst Arzt und Naturkundiger. Die ganze physische Natur war Gebiet seines Interesses, den Menschen und seine Gesellungen miteingeschlossen, das Normale wie das Anormale. Neben der Naturkunde steht, wie wir gleich sehen werden, das Naturgefühl: Aufklärung und Sturm und Drang gehen bei ihm eine enge Verbindung ein. Christlicher Glaube hat ihm wenig zu sagen, jedenfalls in der Zeit seines Werdens. Nach einer mündlichen Äußerung aus der Zürcher Spätzeit seines Lebens, die Heinrich Escher überliefert, sah er es «als sein heiliges Amt an, das Reich der Wahrheit, der sittlichen Schönheit und der ächten Religiosität so viel wie möglich zu verbreiten und den Samen dazu in jungen Gemütern niederzulegen» (Strauß, 356). Seinen Umgang findet er mehr bei den Männern des Fortschritts als bei denen des Beharrns. Doch hat er ein Auge auch für Zustände, und zwar ein sehr helles Auge, nicht nur für Veränderungen. Neben seinen Gastfreunden verkehrt er in Zürich ganz besonders mit seinem ärztlichen Kollegen Paul Usteri, der, ebenfalls stark von Sieyès angeregt, in der Helvetik und noch in den Monaten nach dem Ustertage zu den politisch führenden fortschrittlichen Zürchern gehörte, mit H. C. Escher, mit Pestalozzi, für dessen pädagogisches Werk er sich lebhaft interessierte. Anerkennung findet er bei keinem geringeren als Alexander von Humboldt, während der nüchterne H. C. Escher (von der Linth) seiner Geognosie skeptisch begegnet und ihm doch weiter freundschaftlich verbunden bleibt. Der Republikaner wurde, wie wir sahen, im revolutionären Paris ernüchtert, die Notwendigkeit von Veränderungen sah er aber jederzeit ein, so noch gegen das Ende seines Lebens, gegen 1830 hin, ohne daß er dem Umsturz geneigt gewesen wäre. Keine Fäden, und das mag bei dem gleichen akademischen Ausgangsort, Frankfurt an der Oder, erstaunen, führen vom Haus zum Brunnen nach der Aarauer Blumenhalde, zu Heinrich Zschokke, es sei denn, es wären die geheimen und für uns nicht faßbaren Fäden der Loge gewesen. Manches führt zu dieser Vermutung. Erhärten läßt sie sich bisher nicht.

In Johann Jakob Leus Nachlaß auf der Zentralbibliothek Zürich existiert ein Band «Commercium litterarum cum Glaronensibus», in dem höchst wertvolle Materialien stecken, die in Leus Lexikon nicht alle verwertet sind, Briefe und Berichte all seiner glarnerischen Gewährsmänner. In dem ziemlich reichen Nachlaß Ebels, der zur größeren Hälfte in der Zentralbibliothek, zur kleineren im Staatsarchiv Zürich aufbewahrt ist,

findet sich kein entsprechender Band. Ebels Kenntnisse beruhen, wie wir schon aus der Biographie wissen, auf Autopsie, auf Augenschein, auf der genauen Beobachtung und dem Gespräch mit den Landeseinwohnern. Solches Gespräch hat im Nachlaß einige wenige, und gerade durch ihre kleine Zahl umso wertvollere briefliche Niederschläge gefunden, liegen doch dort neben Briefen von Alexander und Wilhelm von Humboldt, von Friedrich Hölderlin und Fichte und von vielen anderen Geistesgrößen auch einige solche von Pfarrer Zwingli in Luchsingen und Dr. med. Johann Marti aus Glarus, aus denen sich weiter ergibt, daß auch Pfarrer Zollikofer in Matt ihn mit manchen brieflichen Nachrichten versehen haben muß, wenn auch diese selbst nicht mehr vorhanden sind. Der Glarner Arzt, der mit Ebel auch über medizinische Fragen korrespondierte, war in der Folge helvetischer Patriot und spottete 1802 über die, die die Landsgemeinde wiederherstellen wollten. Pfarrer Zwingli hat Ebel ein selbstverfertigtes glarnerisches Idiotikon zugeeignet, wie sich Ebel überhaupt allenthalben auch für die mundartlichen Besonderheiten interessiert hat⁵. Leider ist das Heft nicht erhalten. Einmal, 1795, als sich Ebel noch in Frankfurt am Main aufhält, läßt Zwingli die Bemerkung einfließen, er habe durch einen Herrn Speich «von einem sehr reichen Frankfurter Mädchen» gehört, «das sehr gerne Frau Doctorin Ebel werden möchte». «Wollen Sie, guter, lieber Mann», fährt Pfarrer Zwingli fort, «seinen Wünschen nicht entsprechen, — oder haben Sie es wohl schon getan? Dies sollte mich für jenes freuen, wenn es nämlich dieses Glücks wert ist.» Tatsächlich blieb Ebel zeitlebens unvermählt. Aber mit dieser Liebschaft hatte es etwas auf sich⁶. Und gar der Name des Mädchens ist nicht ohne Interesse. Sie hieß Margarete Gontard und war eine Schwägerin der frühverstorbenen Frau Süsette Gontard, die als Hölderlins Diotima bekannt ist. Ja, es war Ebel, der Hölderlin die Hauslehrerstelle im Hause Gontard verschaffte, denn es zog diesen, ohne daß er ahnen konnte, was Frankfurt für ihn und sein Schaffen bedeuten sollte, fort aus dem engen Stuttgart. «Hier zu Land ist der Boden nicht gerade schlimm, aber er ist ungepflügt, und die Steinhaufen, die ihn drücken, hindern auch den Einfluß des Himmels, und so wandl' ich meist unter Disteln und Gänseblumen⁷.» Obwohl es sich sehr lohnen würde, in Hölderlins Brief an Ebel gleich weiter zu lesen, müssen wir zu Dr. Ebel und zu unserm Pfarrer Zwingli zurückkehren. In dem eben erwähnten Brief aus dem Jahre 1795 berichtet er, daß sein sonst «glückliches Vatterland (gemeint ist der Kanton Zürich) jetzt auch von der, wie ich denke, strafbaren Unzufriedenheit

einiger seiner Einwohner» — gemeint sind die Stäfner Unruhen jenes Jahres 1795 — leidet, «da hingegen in hiesigem Land Ruhe und Frieden ist». In einem Brief aus dem Sommer 1798 kann er von seinem Befinden Gutes melden, wenn er sich auch darauf einrichten muß, sein noch übriges Leben ganz in Luchsingen zu verbringen, «wenn anders die Pfarrer nicht noch vorher überall abgeschafft werden, was ich, die Wahrheit zu gestehen, bei dem izt herrschenden Zeitgeist immer besorge». In einem späteren Brief dankt er angelegentlichst für den ihm zugeeigneten 2. Band der «Gebirgsvölker». Er bemerkt, daß seine Glarner Kollegen gar nicht zufrieden sind mit den Angaben über ihren *status oeconomicus* und ihn spöttisch fragen, ob er selber dem Dr. Ebel Modell gestanden habe. Uebriegens ist Zwingli ungemein geschmeichelt davon, daß seine Wenigkeit mit vollem Namen in Ebels Buch verewigt ist. Er hat sich übrigens jetzt ganz damit abgefunden, im Glarnerland sein Grab zu finden, wenn er auch seit einem Jahr nicht mehr in Luchsingen amtet, sondern nach Netstal verpflanzt ist, «an den Fuß des doch wirklich fürchterlichen Wiggis und fast zu nahe am Ufer des strömenden Löntsch, der schon so fürchterliche Verwüstungen gemacht hat, izt aber freilich etwas besser eingedämmt ist als damals».

Damit aber stehen wir endlich wieder vollends bei Ebels «Gebirgsvölkern», denn zehn Jahre zuvor hatte er selber Netstal mit Wiggis und Löntsch gesehen und beschrieben. Wir haben nun endlich zu fragen, was dem großen Freunde der Schweiz im Glarnerland aufgefallen sei, was ihm bemerkenswert geschienen habe.

II

Ebel bringt einmal der Landsgemeinde ein großes Interesse entgegen. Er rät deshalb in der «Anleitung» Menschen mit ähnlichen politischen Interessen, die Schweiz Ende April/Anfang Mai zu besuchen — während er sonst Juli bis September wegen des beständigeren Wetters für eine Schweizerreise für geeigneter hält — und gibt die Daten der verschiedenen Landesversammlungen an. Sonst ist äußerst knapp, was er in der «Anleitung» über das Glarnerland anmerkt, umso ausführlicher, was im 2. Bande der «Gebirgsvölker» darüber zu lesen steht. Wir heben einiges heraus, was seine religiöse Gestimmtheit und was sein Naturgefühl belegt und gehen zum Schlusse vor allem auf seine wirtschaftlichen und politischen Beobachtungen und Betrachtungen ein. Auf die Angaben über Be-

völkerungszahlen lassen wir uns, obwohl sie gut fundiert scheinen, nicht ein. Auch das Volkskundlich-Sittengeschichtliche, wie die ausführlichen Abschnitte über den Kiltgang, überlassen wir gerne berufeneren Interpreten.

Sollten wir uns nun die Mühe machen, in mühsamer indirekter Rede wiederzugeben, was wir bei Ebel gelesen haben? Ich denke nicht, daß das durchgehend nötig sei. Vielmehr sei möglichst viel aus den «Gebirgsvölkern» mit Ebels eigenen Worten mitgeteilt.

Der Verfasser hat dieses Werk mit dem Jahre 1797, dem Jahr vor dem Umsturz, datiert. Geschrieben ist der erste Band, offenbar auf Grund sehr sorgfältiger Notizen und ergänzender Korrespondenzen, in Frankfurt, der zweite in Paris, zu einer Zeit, da Paris bereits eine gewisse ernüchternde Wirkung auf ihn ausgeübt hat. Das ist zu beachten, wenn wir die beiden Bände vergleichen. Da wir heute nur den zweiten ins Auge fassen, ist es minder wichtig für uns. Im Druck kam der 1. Band 1798, der zweite 1802 in Leipzig heraus. Das Werk ist übrigens mit diesen beiden Bänden bei weitem nicht zu Ende geführt. Die beiden Appenzell sind behandelt und Glarus, außerdem einige ostschweizerische untertänige Gebiete. Für die Innerschweiz, besonders für Schwyz, liegen im Zürcher Staatsarchiv reiche, aber nicht zu Ende redigierte Nachträge, sogar mit Abbildungen, auf die vor wenigen Jahren Ulrich Helfenstein im Mitteilungsblatt der Schweizer Volkskunde aufmerksam gemacht hat. Ebels Ausführungen sind in die Form einer Reisebeschreibung, die am Bodensee anhebt und über Appenzell, Sargans und das Gaster (Walensee) ins Glarnerland führt, gekleidet.

Geben wir zunächst ein paar *Zeugnisse des Freigeistes*, der sich in seiner Haltung auch durch seine glarnerischen Beobachtungen bestätigt findet, wenn er sich auch jetzt nicht gar so schroff äußert wie in dem Appenzell gewidmeten Bande. «Auf dem Hügel», so lesen wir immerhin schon ziemlich am Anfang, «wo ehemals ein Twingschloß oder eine Burg stand, überschaut man das wiesenreiche Tal in einer Länge von drei Stunden. Nicht die katholische Kapelle, welche hier vom Aberglauben der finsternen Jahrhunderte errichtet wurde, sondern die (sechs großen) wohlgebauten Dorfschaften (und einige kleine Dörfchen), welche rund umher glänzen, gewähren einen erfreuenden Anblick.» (185) Die Reformation erscheint hier in ganz eigentümlicher Beleuchtung, die uns vielleicht geradezu aufhorchen läßt: «Mit dieser Epoche beginnt in diesem Gebirgslande ein neues Leben, denn wie in Appenzell so auch hier zeigt sich im Gefolge

des zertrümmerten Papism größere Geistestätigkeit, Arbeitsamkeit und Industrie» (was nun ausgeführt wird) (S. 276).

Ebel bemerkt, daß die Glarner ihre Geistlichen außerordentlich schlecht besolden, im Gegensatz zu andern Kantonen, die reiche Pfrundgüter aufweisen, nur in bar, und ihnen die lukrative Nebenbeschäftigung als haus-industrielle Arbeitgeber, der sie sich vielfach zugewendet hatten, eben im Jahre 1796 verboten haben. Die Wahl durch die Gemeinde ist Ebel — wie den meisten Ausländern bis zum heutigen Tage — ein Ärgernis. Fast möchte er es darauf zurückführen, daß so viele Geistliche die Eigenschaften nicht haben, «welche das wichtige Amt eines Volkslehrers wesentlich fordert». (Man beachte den vorweggenommenen «helvetischen» Ausdruck!) Und nun immerhin noch schroff genug: «Statt der Erteilung eines moralischen Unterrichts hört man nur zu oft von den Kanzeln den Zorn Gottes und die Drohungen des Höllenschlundes und seiner Teufel herabdonnern oder dogmatisches Gewäsch über alle ungereimte Sätze der christlichen Götterlehre führen» (301). Bald nach der Reformation kam «ein zweites Papsttum». «Neue Glaubenslehren ersticken den Götterfunken der Vernunft und statt moralischer Volkslehrer wurden die Geistlichen auf den Kanzeln und in den Kinderlehrnen mystische Klopffechter, welche scholastisches Gewäsch über Erbsünde, Gnadenwahl, Unverdienstlichkeit der menschlichen Werke, über Glauben ans Blut Jesu usw. führten.» Hier liege der Quell von Schwärmerei und Aberglauben, auch von dem fort-dauernden Hexenglauben, dessen Manifestationen Ebel in Kürze erwähnt. Wo er den freien Umgang der Geschlechter mit dem Kiltgang schildert und positiv bewertet, meint er, «was also christliche Theologie als Lasterhaftigkeit verdammt, ist gerade ein Beweis von Sinnes-Unverdorbenheit eines Volkes.»

Ebel hat in der Folge, wie wir sahen, sein deutsches Vaterland endgültig verlassen, hat die schweizerische Freiheit Zürichs der reichsstädtischen Frankfurts wie auch der revolutionären von Paris vorgezogen, die kleine den großen Städten. Noch mehr als die Städte bewundert er aber in mancher Hinsicht die Gebirgsvölker, wenn ihn auch deren religiöse Rückständigkeit wohl gehindert hätte, sich geradezu unter ihnen dauernd niederzulassen. Im Anschluß an eine Landschaftsschilderung im 1. Bande findet er einmal die, von heute aus gesehen erstaunlichen Worte: «Wie unbegreiflich elend verbringt dagegen der Großstädter seine Existenz in dem Staube, Schmutze und Gestanke enger Straßen, in diesen Labyrinthen ekelhafter Gefängnisse!» (I, 265)

Ebels *Naturgefühl*, bei vielen andern mit der Religion verbunden, tritt in seinen ersten Schweizer Jahren bei ihm geradezu an deren Stelle. Ludwig Strauß weist schon für die «Anleitung» auf gewisse Affinitäten zum Geist des Hölderlinschen Hyperion hin. Ob nicht auch der späte Rousseau stark im Spiele ist, bedürfte noch der Untersuchung. Wie dem sei, so ist sein Naturgefühl echt und groß, und ihm verdanken wir Schilderungen des Glarnerlandes, die wir sonst kaum wo finden. Zeugnisse der Naturbegeisterung, zu der ihn das Glarnerland befeuert, finden sich namentlich bei der Schilderung des Klöntals und des Tierfehd. Wir können hier einfach Ebel das Wort überlassen:

«Am Fuße des ungeheuern Wiggis führt die Landstraße durch das langgedehnte Dorf Nettstal nach der Brücke über die [!] rauschende Löntsch, welche westlich her aus dem hohen Klöntal den Schrecknissen einer gräßlichen Steinöde entflieht und oft die ruhigen Bewohner dieser Gemeinde mit Angst und Grausen erfüllt. Schauderhaft und zerdrückend ist der Anblick des nackten Wiggis und seines noch wildern Nachbars, des Glärnisch, erstaunenswürdig die Fernsicht der ungeheuern Felsgestalten, welche im Großthale hintereinander sich thürmen und mit nie vergehendem Eise schimmern. Welche Kühnheit, welcher Trotz in den Formen, welche Macht in den himmelhohen Massen, Grundpfeiler einer ganzen Welt. O! wie arm sind die Schöpfungen der Imagination gegen die Urbilder einer solchen Natur. Während ich an der Löntschbrücke in stummem Erstaunen dieses große Gebirgsgemählde betrachtete, gesellte sich ein Glarner mit freundlichem Gruß zu mir. Sein Weg ging ins Klöntal. Mein Entschluß war sogleich gefaßt. Auf sein Wort, dort oben in einer Sennhütte übernachten zu können, ging ich, statt nach Glaris, rechts dem Gebirge zu. Ich liebe die biedern Alpensöhne, und der aufrichtige Ausdruck dieses Gefühls gewinnt mir schnell ihr Zutrauen. Mein Gefährte sprach mit mir wie mit einem alten Bekannten. Ich befriedigte seine Wißbegierde, und er vertauschte mir dagegen den ganzen Kreis seiner Vorstellungen und Gedanken. Unter manchen andern Erzählungen zeigte er mir auch einen Gletscher mit den Worten: „Dort war sonst die schönste und fruchtbarste Alp von der Welt, ihr reicher Besitzer wurde übermütig und pflasterte den Weg dahin mit Käs und Brod, damit seine Geliebte sanft aufträte; dafür strafte ihn Gott den nächsten Winter, und seit der Zeit ist die ganze große Alp unter Eis und Schnee begraben.“ Der gute Älpler erzählte dieß mit der ganzen Zuversicht eines gewesenen Augenzeugen. So überträgt bei einfachen Völkern die mündliche Tradition aus den fernsten Jahrhunder-

ten von Geschlecht zu Geschlecht Ereignisse aller Art, wenn sie an Vorstellungen der regen Phantasie geknüpft sind. Von Netstal zieht sich der Berg nach Riedern im einsamen Tälchen zwischen dem ungeheuern Fußgestell des Wiggis und Glärnisch und eines Hügels nahe an der Linth. Malerisch lehnen sich die hölzernen Hütten dieses Dörfchens an überwachsene Felstrümmer oder verbergen sich unter Zweigen schattenreicher Bäume. Die Löntsch stürzt in wilden Sätzen aus schwarzem Schlunde, und sein lautes Getöse durchdringt die Stille der hehren Natur. Gleich hinter dem Dörfchen führt eine bedeckte Brücke über den Fluß und das Steigen hebt an. Ein Wald von Buchen und Ahornen überzieht diesen mächtigen Felsenfuß, durch welchen sich die rasende Löntsch ein scheußliches Bett gewühlt hat. Bald berührt der Weg den Rand dieses Abgrundes, auf dessen Wildheit der Blick mit Schauer verweilt; bald ist er vom Gebüsch verdeckt, und das Tosen des Stromes ist dumpfer, bald ruht das Auge auf begrasten Plätzen, wo Kühe und Ziegen weiden. So geht es steil bergauf eine starke Stunde. Auf einmal öffnet sich das lieblichste Alptal; links die senkrechten Wände des nackten trotzig drohenden Glärnisch, rechts der rauhe Wiggis, im Hintergrunde der Pragel, und in der Mitte des grünen Tales ein Stunden langer See, auf dessen blaugrünlicher Flut die Bilder der mächtigen Felsennatur schwimmen.

Eine Brücke führt über die Löntsch bei ihrem Austritt aus dem See auf das westliche Ufer, über welches eine schöne Beleuchtung den süßesten Reiz ausgegossen hatte. Liebliche Auen wallen bis ans steile Gebirge, kleine niedliche hölzerne Heuhütten, Ahorngruppen, weidendes Vieh beleben das frische Grün, und vom See lispelts aus dem Schilf durch die hohe Stille. Hinter einem Buchenhain beginnt der Pfad am Fuß des Glärnisch über herabgeschleuderte Steinmassen empor zu klimmen. Das Chaos der umher liegenden Trümmer ist mit Gesträuch, Bäumchen und Moos bewachsen. Bald steht man auf einem ungeheuren Felsstück, das zwei andere minderer Größe trägt. An der Vorderseite des einen Blocks, von drei Bäumchen beschattet, ist folgende Inschrift eingehauen:

Salomon Geßnern
Wollte die Natur
Ein Denkmal
Stiften, und sie
Ließ hier seinen
Namen verewigen
Durch Z. und B.

Dicht daneben liegen zwei Steine, welche dem Wanderer Sitz und Lehne anbieten, und nicht weit von hier murmelt ein Wasserfall dem See zu. Der Gedanke war vortrefflich, hier in den hohen Alpen dem geliebten Idyllen-Dichter und Mahler ein so einfaches und dauerndes Denkmal zu setzen. Denn wahrlich, dieses Tal ist geschaffen, um Hirtengedichte einzugeben.

Der Abend rückte heran und die Licht- und Schattenwürfe wurden immer außerordentlicher. Die letzten Sonnenstrahlen erhöhte das Grün der Alpenkräuter, welche sie streiften, zu dem glänzendsten Schmelz, und warfen zwischen die tiefen Schlagschatten Goldstreifen und Lichtstellen, deren entzückende Wirkung nicht zu beschreiben ist. Die Felsenscheitel röteten sich, und ein violettgrauer Duft verhüllte die rauhe Nacktheit ihrer Wände. Mit magischem Zauberreiz lag dieses Gemälde im Spiegel des Sees. Von den Wiesen schallte von Zeit zu Zeit das Glockengeläut der Küh, und auf einmal tönte der einfache Klang eines Hirtenhorns aus weiter Ferne durch die hohe heilige Stille dieses erhabenen Naturtempels. Von so ganz neuen Eindrücken innigst berührt saß ich lauschend auf die Bewegung meiner Gefühle. Welch einen Zauber des Friedens, welche beseelige Herzensruhe empfand ich hier! In dem Schoße solcher Natur kehrt der Mensch zur edlen Einfalt zurück und wird regbar empfänglich für alles, was Unschuld, Schönheit und tugendhafte Grösse an sich trägt. Nie werde ich dich vergessen, reizendes Alpental, mein Herz wird stets die himmlische Schwärmerie und die reine harmonische Stimmung, die ich an deinem Busen empfand, mit Wonnegefühl erneuern.

Mein Führer mahnte mich zum Aufbruch. Das Tal lag schon im Abenddunkel, und wir hatten noch über eine Stunde zur Nachtherberge. Ungern verließ ich meinen Sitz neben dem Geßnerischen Denkmal und folgte dem guten Älpler. Von der Lötschbrücke verfolgten wir die östlichen Ufer des Sees, denn nur auf dieser Seite hat man seinen Fluten und den Felsen eine Straße abgewinnen können. Sie zieht an äußerst jähen Abhängen dahin und ist nicht ohne Gefahr, denn öfters wälzen Steinrümmer gleich Schneelawinen auf den Weg herab. Am Ende des Sees tritt man wieder in ein liebliches Wiesental, Seerüti genannt, wo mehrere geräumige Wohnungen, wie man sie nicht erwartet, zerstreut liegen. Mein Begleiter führte mich in eines dieser Häuser, wo ich mit treuherzigem Handschlag und dem herzlichen Gott grüß üch empfangen wurde. Die gute Hausfrau bewirtete mich mit Milch, Rahm, Honig, Butter und Brod, mit allem, was die Vorratskammer besaß, und gab mir ein leidliches Bett.

Mit anbrechendem Tage weckte mich das Geräusch der Sennen, welche

auf hoch gelegene Alpen abgingen. Der frühe Morgen in diesem Tale zeigte mir ein ganz neues Schauspiel. Das Aufgehen der Sonne kündigte augenblicklich die glänzenden Felsenscheitel des Glärnisch und entfernter Gebirge an, deren Halberleuchtung mit dem nebelgrauen Gewande der ganzen übrigen Natur die grellste Wirkung hervorbringt. So wie sich das Lichtmeer immer weiter und tiefer ergoß, ward das magische Spiel der Lichtwürfe und Schattenmassen zwischen den ungeheuern Felsgestalten lebhafter und außerordentlicher. Plötzlich entstanden hie und da an den steilen Wänden Nebelfaden, und bald Dunstfleckchen, die mit jedem Augenblick größer wurden, sich überall in derselben Höhenlinie vermehrten, und einen leichten Kranz von weißem dünnem Rauch bildeten, der hüpfend jeden Augenblick ein anderes Gebilde gaukelt, eben so schnell verschwindet als wieder erscheint, und dann bisweilen zusammenrollend sein wahres Wesen zeigt, und als Wolke die Reise durch das weite Luftall antritt. Dieser Rundtanz zarter Nebelgestalten, welche die Ankunft des Lichts zu feiern scheinen, ist ein ungemein unterhaltendes Schauspiel, dem man lange mit Vergnügen zusehen kann.

Der Morgentau goß ein neues junges Leben über das herrliche Wiesental, welches in gleicher Ebene eine Stunde weiter bis an den Felsenfuß des Pragels [sich] fortsetzt, der plötzlich sich senkrecht emporhebt. Gruppen von Ahorn- und Kirschbäumen, Wasserfälle und Felsmassen verbreiten eine malerische Mannigfaltigkeit über diese schöne Flur, welche das köstlichste Winterheu liefert. Westlich bildet die Klön einige Fälle, welche von der Roßmattalp an den Hinterglärnisch herabströmt.»

Es folgen noch geologische Erörterungen und Spekulationen, die wir übergehen wollen. Ebenso halten wir es mit der Schilderung der Klöntal-Holzflözerei. Wir wenden uns nach Glarus, das wie Ebel schreibt, ein «städtisches Aussehen» hat, dessen Lage aber «etwas schwermüdig» ist . . . «Von dem Innern des Rathauses läßt sich auch nichts weiter sagen, als daß hier die Schlichtheit eines republikanischen Hirtenvolkes im höchsten Grade herrscht. In dem Vorsaal sieht man einige außerordentlich große Hörner von Steinböcken, selbst hier eine Naturmerkwürdigkeit, seitdem dieses Jagdtier in der Alpenkette der Schweiz vertilgt worden ist, und einen ausgestopften Bär, der 1716 in der Biltneralp geschossen wurde.» «Die Kirche von Glarus ist vielleicht die schlechteste und baufälligste in dem Kanton . . . Die Ursache liegt in dem gemeinschaftlichen Besitz und Gebrauch dieser Kirche zwischen den Reformirten und den Katholiken, welche bis jetzt noch nie über den gemeinschaftlichen Bau [d. h. Unter-

halt] derselben übereinkommen konnten.» Wir erwähnen noch die «Fabrikgebäude der Kattundruckerei» und den «großen freien Platz, wo das Volk von Glarus seine alljährliche Versammlung hält», die Ebel nennt und schließen mit ihm: «Einfachheit, Reinlichkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit und Wohlstand erfreut überall, wo das Auge sich hinwendet» (188) Wir übergehen die Schilderung des Großtals und geben wieder, was Ebel über den hintersten Teil des Tales ausführt.

«Hinter dem Durnagelbach öffnet sich das Linthtal mit allen seinen wunderbaren Felsengestalten. Die Klaridenhörner, der Fismatt, Kammerstock, das Scherhorn, Altenohren, Baumgartenalp, Selbsanft und in der Mitte die Gletscher des Doedi bilden einen Kolossen- und Pyramidenkranz, welcher das allerhöchste Erstaunen erregt, und zu dem Außerordentlichsten in der ganzen Alpenkette gehört. Mit jeder Krümmung des Weges wechselt der Anblick und das Gemälde dieser bewundernswürdigen Gebirgsnatur. Die ungeheuren nackten Pyramiden des Selbsanft und Kammerstocks, zwischen denen die Schneegipfel des Doedi noch feurig glänzen, wenn dicker Schatten schon alles deckt, sind in jedem Standpunkt immer die originellsten Teile des großen Ganzen. Durch fruchtbare Wiesen führt der Weg nach Linthmatt, und dann nach Linthal im Dorfe (½ Stunde von Betschwanden), das letzte im Großtale von Glarus.

Von hier bis ganz hinten im Tal zur Pantenbruk hat man noch 1½ Stunde. Gleich vom Dorfe führt der Fußweg allmählich ansteigend zwischen herrlichen Matten und Kornfeldern, Augütern genannt, die mit leichten Gehägen von Baumstämmen eingefaßt sind, fort. Alles war mit der Heuernte beschäftigt, und doch saßen fast vor allen Häusern einige Personen, welche Baumwolle spannen. Man geht durch dieses Land wie durch eine Familie von Bekannten; jedes grüßt freundlich und dankt herzlich, jedes frägt mit einem Anteil von Wohlwollen, von wannen man komme, wohin man will . . . Der Anblick gesunder, tätiger, reinlich gekleideter Menschen, ihrer zufriednen und frohen Gesichter, ihr patriarchalisch Wesen und ihre bezaubernde Unbefangenheit vereinigen sich mit dem Schauspiel der erhabensten Natur, um dem denkenden und fühlenden Menschen reinen Seelengenuß zu verschaffen und in eine ganz neue Welt zu versetzen.

Eine halbe Stunde hinter dem Dorfe erblickt man rechts in einiger Entfernung den prächtigen Wasserfall des Fätschbachs, der von den Gletschern des Gemsfeyer ein Abfluß ist und über die Urnenalp nach Linthal zuströmt. Dicke Wälder von Buchen und Ahornen bekleiden die begrasten

über einander steigenden Berge, auf denen die nackten Klaridenhörner in den blauen Himmel starren. Zwischen diesen romantischen Wäldern stürzt der volle Bach in mancherlei Sätzen und fällt zuletzt dickschäumend über steile Wände in einen finstern Bergtobel herab. Dicht neben ihm vorbei läuft der Pfad, welcher über fruchtbare Alpen und wilde Felsen an der Balmwand hinunter nach dem Schächentale in 6 bis 7 Stunden führt, der einzige Paß zwischen Glarus und dem Kanton Uri. Kaum hat man diese Stelle verlassen, wo der herrliche Sturz des Fätschbaches jeden Wanderer festhält, so zieht schon ein anderer Wasserfall die Aufmerksamkeit auf sich. Obgleich noch in großer Ferne von dem kahlen Schreienberg, so erblickt man doch sehr deutlich eine dicke weiße Masse, welche sich an seiner Wand bewegt. Überall stehen einzelne Wohnungen zerstreut, Ahornhaine und weidende Kühe zieren malerisch die frischen Wiesen am Fuße der mächtigsten Gebirge. Der Fußweg nähert sich auf einmal der Linth, führt an einer schwachen Beugung des Stroms vorbei, und in wenigen Minuten befindet man sich nahe vor dem herrlichen Schreienbach im hintersten Tale, dessen ebene Fläche die Pyramidenkollosen in einem Halbzirkel ummauern und gänzlich verschließen.

Der Schreienbach gießt an nackten Felsen herab, und schäumt über die unterste steile Wand als eine ewig wechselnde Staubsäule mit zischend-schreiendem Getöse gerade in die Linth. Dicht dabei leitet ein zerbrechlicher Steg auf die andere Seite des Flusses an den Fuß des Altenohren. Hier ist das Ende des langen Tals von Glarus, und alles weitere Vordringen an diesen Felspfeilern, die eine Welt verschließen könnten, scheint unmöglich. Doch klimmt ein kaum sichtbarer Pfad steil über Steinrümmer bis zu einem Buchenwald hinan, dann an einem schauerlichen Abgrund vorbei nach einer Öde an den Rand einer gräßlichen Kluft, in deren schwarzer Tiefe die Linth mit fürchterlichem Gebrüll ihre Fluten peitscht. Über diesen Schlund führt eine schmale steinerne Brücke in einem Bogen von 70 Fuß Breite. Das ist die berühmte *Pantenbrücke*. Der Fluß stürzt unter ihr in einer Tiefe von 196 Fuß; düstres Halbdunkel deckt das Ganze, die Wildnis umher ist schauerlich, und der weitsichtige Blick in die gräßliche Zerklüftung ungeheurer Felsenkörper entsetzlich und erbebend. So muß der Eingang in die schwarze Unterwelt sein, und neben dieser Wirklichkeit erscheinen alle Dichtungen von dem Orkus mager.»

Noch berichtet Ebel von der Vereinigung von Limmernbach und Sandbach zur Linth nicht weit oberhalb der Brücke, der Linth, welche sich zwischen den Schieferlagen der Felsenmassen ein immer tieferes Bette

frißt. Die Brücke führt das Vieh der Glarner auf Hochalpen, welche sich zwischen die wildesten mit ewigen Gletschern überzogene Gebirge hinauf erstrecken. Bewundernd spricht er von der Kühnheit des Bergbewohners, der jeder Gefahr trotzt und die höchsten Bollwerke der Natur überschreitet oder, an anderer Stelle, den Gemsen nachjagt.

Wir schließen mit einer Stelle, die nun vollends zeigt, was ich mit dem Naturgefühl Ebels, von dem einleitend die Rede war, meine:

(197 f.) «Ich kehrte von der Pantenbrücke ins Linthal zurück und lagerte mich bei einer der Wohnungen, welche dicht am Ende des Tales stehen. Hier herrscht in Bau- und Lebensart noch ganz die Einfachheit und Bedürfnislosigkeit der alten Schweizer des 14. Jahrhunderts. Die hölzernen Hütten mit weit hervorspringenden Dächern, deren Holzschindeln nur von schweren Steinen festgehalten sind, und niedrige Heugaden daneben, auf denen mutwillige Ziegen hüpfen, passten vortrefflich zu dem Charakter dieser Natur.

Ueber alles lieblich ist die Talebene; hin und wieder stehen Birken und Ahorne, volle Quellen sprudeln überall hervor, bilden kleine Seespiegel und rieseln durch die grüne Flur krystallhell der jungen Linth zu, welche sanft und lauter an dem Fuß der Felsen dahin gleitet, über die der herrliche Schreienbach herabschäumt. Dicht rund umher schließen sich die erhabensten Gebirgskolosse an einander, welche das Auge nicht zu messen vermag. Tiefe Ruhe und hohe heilige Stille wohnen hier und versetzen die Seele in eine feierliche Stimmung; die ernste Größe der Natur vernichtet alles Kleinliche und erhebt Gedanke und Gefühl. Ja, es ist eine wichtige Wahrheit: je ausschließender der Mensch nur mit Menschen umgeht, je mehr deren Gewühl, Tun und Treiben ihm *einige* Welt wird, desto mehr sinkt er zu einem kleinen, niedrigen, verdorbenen und elenden Geschöpfe herab. Nur in der Einsamkeit erhabener Natur findet der Mensch sich selbst und den Adel seines Wesens wieder, nur da wird er sein eigener Freund, und nur da erlangt das Gemüt Größe und Würde. O, es gibt keinen erhabnern Tempel des Nachdenkens und der Weisheit als dieses abgeschiedene Tälchen am Ursprunge der Linth!

Lange bewunderte ich den funkelnden Glanz der Regenbogenfarben in dem pfeilschnell schießenden Perlenschaum des Wasserfalls, an dessen wunderbaren Bewegungsspiel ich mich nicht sattsehen konnte. Der gute Alte, Bewohner des Häuschens, dessen köstliche Milch mich labte, setzte sich auf seine Türschwelle, und ich knüpfte sogleich Unterhaltung an. Von ihm hörte ich viel von der Gemsenjagd, von dem Wildheuet und dem

Hüten des Viehes zwischen Felsenhöhen; er sprach über alle Gefahren, die der Jäger, Wildheuer und Hirte in den Hochgebirgen läuft, mit einer Gleichmut, welche stärker als alle übrigen Züge die Kühnheit der Alpensöhne beweist.»

Der gleiche Ebel, der über die hohen Töne verfügt, die wir eben hörten, ist nun aber auch subtiler *ökonomischer und politischer Beobachtung und Untersuchung* fähig. Wohl begleiten ihn auch einige Vorurteile, die ab und zu durchschimmern, im ganzen öffnet er sich dem Befunde, den er vor sich hat. Wie die Natur, so sieht er auch die Menschen, die sie bewohnen, positiv, sieht mehr die Freiheit als deren Verfall. Es wird mehr als ein halbes Jahrhundert gehen, bis die demokratischen Kantone, die Gebirgsvölker der Schweiz, wieder einen so wohlwollenden Schilderer finden werden.

Bis in unsere Tage ist die ökonomische Entwicklung des Glarnerlandes immer neu geschildert worden, nicht nur die industrielle, sondern auch, namentlich durch Jost Hösli, die landwirtschaftliche⁸. Ebel sieht alles zusammen, legt die Elemente, aus denen sich das Ganze zusammensetzt, bloß: Zu Landwirtschaft, Fremden Diensten und Landvogteien läßt er Handel und Industrie treten — Wohlstand, aber auch Gefahr des Absturzes ins Elend. Sehen wir ein klein wenig näher zu.

Klar und eindeutig bezeichnet Ebel die Glarner — wie die Appenzeller — als ein Volk von Hirten. Auch Obst wächst bei ihnen, selbst Getreide würde gedeihen, und er gibt merkwürdige Beweise dafür, daß es einst richtig angebaut wurde, Beobachtungen, daß es noch zu seiner Zeit ganz gelegentlich geschieht. Aber angesichts der Tatsache, daß der Talboden viel weniger ausgedehnt ist als die Alpen, müssen sie darauf Verzicht leisten und den gesamten Talboden der Gras- und Heuwirtschaft widmen, damit hier, im eigenen Lande, möglichst viel Vieh überwintern kann. Das Heu, das der Talboden ergibt, wird noch etwas vermehrt durch die mehr als tausend Wildheuer, deren gefährliche Arbeit in Ebel einen wohlwollenden Schilderer findet. So viel Vieh wie im Sommer kann das Land auch so den Winter über nicht ernähren. Das weniger rauhe Appenzell kann schon im Sommer mehr Vieh ernähren als Glarus, dreimal so viel aber im Winter. Solange das Einkommen aus der Alpwirtschaft das einzige war, mußte Appenzell viel wohlhabender sein.

All das offenbar sorgfältig Beobachtete, Erfragte und Notierte über die Alpwirtschaft im 18. Jahrhundert darf uns im einzelnen nicht kümmern. Festgehalten werden mag, daß schon damals die Differenz zwischen Win-

ter- und Sommervieh aus den benachbarten, damals noch untertänigen Landschaften in Pacht genommen und herangetrieben wurde, daß das Eigentumsverhältnis an den Alpen sich gerade in der Zeit, in die Ebel's Beobachtungen fallen, sich modifizierte, indem viele wohlhabend gewordene Privatleute, daneben auch Gemeinden, ihr Geld in Alpen anlegten, der Kleinbesitz, bzw. Besitzesanteil an Alpen aber verschwand und daß Ähnliches sich auch auf dem Talboden zutrug. Dazu stieg der Bodenpreis und es sank der Ertrag und betrug für einen Eigentümer, der nicht selber mitarbeitete, nur wenig über drei Prozent. Die phantastischen Zahlen, die über den Schabziegerhandel umgingen, muß Ebel auf etwa einen Zehntel reduzieren. Bemerkenswert ist sein Tadel am Wiesenbau. Wir ersehen daraus, daß die Impulse der ökonomischen Gesellschaften, die in Zürich und Bern, aber auch etwa in Basel, zu einer landwirtschaftlichen Umwälzung führten, das Glarnerland noch nicht erreicht hatten. «Der Wiesenbau», schreibt Ebel S. 252 f., «wird nicht so gut betrieben, wie man vermuten sollte. Weder Wässerung noch Düngung mit Mergel und dünner Jauche ist hier in Gebrauch; man behauptet, das Wasser sei zu roh und hart und Mergel finde sich nicht im Lande. Das einzige Düngungsmittel aller Matten ist dicker Mist, der vermittels Laubes und groben Sumpfgrases, welches statt des Strohes dem Vieh zur Streue dient, erhalten wird; allein der Glarner gibt sich dabei weiter keine Mühe und zeigt, daß er die Wichtigkeit des Düngers noch nicht ganz kennt. Die Wiesenkultur ist in Glarus einer großen Verbesserung fähig. Es gibt in den Tälern viele Allmenden, z. T. in den fruchtbarsten Bodenstücken, welche die vortrefflichsten Heuernten liefern würden, wenn man sie verteilte und ordentlich als Matten bebauete. Nur in Klammer sei bemerkt, daß Bernhard Becker ein gutes halbes Jahrhundert später diesen Ausführungen gar nicht beistimmen könnte, da er ja im Dasein der Allmenden einen wichtigen Grundstein zur Lösung der sozialen Frage sah⁹. Doch folgen wir wieder Ebel! «Glarus hat ferner durch die Überschwemmung des Walensees die fruchtbarsten Wiesen verloren, und die Versumpfung greift immer mehr um sich. Wenn diesem Übel Einhalt geboten, die Allmenden verringert und die Bereitung des guten dicken und dünnen Mistes zur Düngung aller Matten allgemein werden könnte, so müßten der Heuertrag und der Viehstand außerordentlich erhöhet werden.»

«Solange die Glarner Hirten blieben, war die Alpenwirtschaft ihre einzige Beschäftigung. Neben diesem Hauptnahrungszweige kannten sie keine andern Erwerbsmittel als Kriegsdienste und Vogteiämter in den untertä-

nigen Landschaften» (252). Die Fremden Dienste behandelt Ebel kurz, da sie eine allgemeinschweizerische Einrichtung darstellen. Bemerkenswert mag sein, daß er ihre ökonomische Notwendigkeit so gut einsieht, wie man es heute aus der Retrospektive tut, und jegliches moralische Raisonnement unterläßt. Auch sein damaliger Wohnort Paris hat ihn an dieser Sicht der Dinge also nicht irre machen können. Nicht erwähnt sind bei Ebel die zoll- und wirtschaftspolitischen Seiten der Soldverträge, die billige Belieferung mit Salz und Getreide, die in sie einbedungen wurde. — Die 129—133 Landvogteistellen, die Glarus im Laufe eines Jahrhunderts zu vergeben hatte, waren nicht nur für die Erwählten von ökonomischer Bedeutung, sondern für den hintersten Landmann, da bei jeder Wahl bedeutende Summen bezahlt werden mußten, die unter die Landleute verteilt wurden. Die katholischen Landleute hatten zwar auf weniger Landvogteistellen Anrecht, trugen wegen ihrer weit geringeren Anzahl aber als Einzelne bei den Geldverteilungen größere Anteile davon.

Schon diese drei Erwerbszweige legten nach Ebel bei der «nüchternen und sparsamen Lebensart» «der armen Gebirgsvölker der Schweiz» den Grund zu dem Reichtum (S. 267 f.) vieler Familien, und wir fügen in Ebels Sinn hinzu, den Ausgangspunkt zu noch weiteren Aktivitäten. Dabei heben sich die Appenzeller und Glarner von den übrigen Völkern ab, welche in den Alpenketten wohnen und bis auf diesen Tag Hirten geblieben sind und ausschließlich Viehzucht und Sennwirtschaft treiben, ab. Abgesehen von den Appenzellern sind nur diese allein von ihrer Väterstie abgewichen und haben neue Tätigkeitsbahnen gesucht.

«Wer die Täler von Glarus bereist, wandert durch eine große Fabrik in lebendigster Betriebsamkeit.» Und in der Folge ist von diesen armen Hirten die Rede, die «das auffallende Schauspiel eines der industriösesten Völker» darbieten. Fabrik? Industrie? so fragen wir, fast etwas skeptisch. Diese Worte sind offensichtlich in einem vorindustriellen Sinne gebraucht. Jedenfalls dürfen wir uns nicht die heutigen Fabriken mit ihren Schloten vorstellen, die sich tatsächlich von Ziegelbrücke bis Linthal aneinanderreihen und gleichsam *eine* Fabrik bilden. Glieder dieser «einen großen Fabrik» sind vielmehr damals auch alle die zahlreichen Heimarbeiter, sind alle nicht landwirtschaftlichen Arbeiter. Erste Fabrikgebäude im heutigen Sinn gab es damals einzig in der Zeugdruckindustrie, zwei in Glarus, je eine in Mollis und Näfels. Interessant ist, daß das Wort «Fabrikanten» von Ebel im Sinne von «Fabrikler» gebraucht ist, also mehr noch die Arbeitnehmer als die Arbeitgeber bezeichnet. Ebel erzählt nun von

glarnerischem Handel und «Industrie», wie es seither oft getan worden ist, von dem Handel mit Plattentischen und Glarnerthee im 17. Jahrhundert bis zum Beginn des Spinnens im 18., wozu bald auch Weben und Drucken traten. «Die bunten Zeuge, welche hier verfertigt werden, finden wegen ihrer inneren Güte und der dauerhaften Farben starken Absatz, und diese Vorzüge verdanken die Glarner Fabriken ihren Arbeitern, welche *besser* und *mehr* arbeiten als in andern Gegenden» (II, 272 f.). Und nun eine Beobachtung, welche uns noch aus den 1860er Jahren überliefert ist: «Da es bloß Eingeborene sind und mit den Eigentümern der Fabriken gleiche bürgerlich-politische Rechte geniessen, so herrscht zwischen Arbeiter und Herr ein liebreicher Umgang, ein Tausch von Zutrauen und gegenseitiger Wertschätzung, wo durchaus jeder Schein von Gebieterton und Abhängigkeit entfernt ist ...» (II, 272). Nun aber etwas Akzidentelles, aus Ebels eigenster Zeit: Diese Fabrikate gingen vornehmlich nach Frankreich, was aber 1794 plötzlich aufhörte, als die französischen Kaufleute nicht mehr mit Silber, sondern mit Papiergeld, mit Assignaten, zahlten. Die Glarner litten darunter nicht, sondern vermochten sich so gleich in Italien und Deutschland einen neuen Markt zu schaffen.

Die interessanten und farbigen Details über den Handel der Glarner im 18. Jahrhundert müssen wir weglassen (273 f.).

Das Fazit der neueren Wirtschaftsentwicklung ist folgendermaßen zusammengefaßt: «Die großen Veränderungen, welche Industrie und Handelstätigkeit in dem Zustand dieses Hirtenvolkes bewirkt haben, sind hier ebenso sichtbar als bei den reformierten Appenzellern.»

Mit Industrie und Handel bringt Ebel nun den sich deutlich akzentuierenden Anstieg der Bevölkerungszahl in Verbindung.

Er führt im Zusammenhang dieser bevölkerungspolitischen Mitteilungen und Betrachtungen aus, daß im Gegensatz zu früheren Zeiten, wo das ganze Volk ein Hirtenvolk, also ein landwirtschaftlich tätiges Volk gewesen sei, jetzt nur noch ein Drittel der Bevölkerung dem angestammten Beruf treugeblieben sei, von den industriellen zwei Dritteln der Bevölkerung aber sei ein Drittel vollkommen gütterlos geworden, «und ihre Lebensexistenz hängt gänzlich an dem Baumwollfaden, den sie spinnen und weben, das andere Drittheil besitzt nur so viel Grundstücke, um 1, 2, 3 Kühe überwintern zu können. Die ehemalige Vermögensgleichheit dieser Äpler ist verschwunden, seitdem großer Reichtum im Gefolge der Industrie und des Handels eingezogen sind. Unter der zahlreichen Klasse eigentumsloser Glarner gibt es eine Menge Arme, und das Elend steht in

seiner gräßlichen Nacktheit da, sobald der Absatz des Baumwollen-Fabrikats, und damit die einzige Nahrungsquelle so vieler Tausender ins Stocken gerät. Schon einige Male haben die Glarner diesen Wechsel, obgleich nur in schwachem Grade und während kurzen Perioden erfahren, und doch denken die Wohlhabenden mit Zittern daran» (279).

Und:

«Ehemal tauschte Glarus mit dem Überschuß seiner Butter, seines Käses und Viehes alle übrigen Lebensbedürfnisse ein, und jetzt reichen jene zum Teil für den innern Verbrauch der Einwohner nicht zu, ein Mißverhältnis, woraus das höchste Elend entspringen muß, sobald Baumwollspinn- und -weberei durch ferne Ereignisse ins Stocken geraten und die Lebensbedürfnisse, welche der Kanton von außen bezieht, teurer werden sollten. Zuverlässig gibt es für jedes Land eine Grenze, über die seine Bevölkerung nicht hinausgehen darf, ohne das ganze Geschlecht den schrecklichsten Folgen auszusetzen.» . . . Endlich: «In dem Kanton Glarus sind mit der Menschen- und Geldzunahme keine Anstalten gegründet worden, welche der großen Fabrikantenklasse Hülfe und Beistand leisten könnten, wenn ihr ungewisses Gewerbe Verminderung oder Stillstand erlitte; daher wird bei einem solchen unglücklichen Ereigniß die entsetzlichste Not zahlreiche Auswanderungen erzwingen» (282 f.).

Mit Sorge, so sehen wir, hat Ebel den gewerblichen Aufschwung des Glarnerlandes betrachtet, mit berechtigter Sorge, wie sich nur allzubald erweisen sollte. Solche Sorge geht auch in der Folge neben all dem Optimismus einher, der angesichts der momentanen Vorteile die Augen für andere Möglichkeiten verschließt. Gleicht nicht der Ebelschen Sorge ein wenig, was Hermann Bächtold im Jahre 1923 von der schweizerischen Wirtschaft insgesamt sagte: «Das Gebäude der schweizerischen Wirtschaft, namentlich der Industrie, kann als babylonischer Turm erscheinen nach der kühnen Höhe, mit der es das Binnenmarktgebiet überragt, und nach der Breite, mit der es sich über das vielsprachige Weltmarktgebiet ausdehnt.»? ¹⁰ Und ist es nicht eine Sorge, wollte man sie aussprechen, die heute ert recht im Blick auf die ganze Schweiz, ja auf die ganze westliche Welt Geltung hätte?

Fassen wir noch kurz zusammen, wie Ebel das *öffentliche Wesen*, den Staat der Glarner, sieht. Alles Detail muß hier notgedrungen wegfallen. Und gerade, wenn wir von diesem absehen, so erhellt umso mehr, daß dem aufgeklärten Ebel, der doch in Theorie und Praxis große Vergleichsmöglichkeiten hat, der Glarner Staat mit seiner Volkssouveränität,

seiner Gleichheit und Freiheit ans Vollkommene grenzt. Wir lächeln vielleicht leise, wenn wir hören, mit was für Ausdrücken, die jedes Zeit- und Lokalkolorit vermissen lassen, Ebel die glarnerische Wirklichkeit einfängt, aber in der Substanz geht er sicher nicht weit an dieser vorbei. Woher er nun aber dieses sein Detailwissen schöpft, gibt der Verfasser nicht an. Die gedruckten Chroniken des 18. Jahrhunderts, von J. H. Tschudi und von Chr. Trümpy, enthalten bei weitem nicht so viel, wie Ebel zu berichten weiß. Man muß ihm hier wie in Appenzell vertrauensvoll das Archiv geöffnet haben. Aus dem ältesten Eintrag des Landsbuches von 1448 entnimmt er die Hauptgrundsätze der Landesverfassung, als da sind Volkssouveränität und Regierung, Gehorsam der Minderheit gegen die Erkenntnisse der Mehrheit in Lands- und Tagwensangelegenheiten. Und in 23 Punkten abstrahiert er nun, was ihm die Bestimmungen des geltenden Staatsrechtes zu ergeben scheinen. Wir heben das Wichtigste heraus:

«Die Landsgemeinde übt alle Hoheitsrechte aus. Sobald sie beginnt, wird der Souverän, die höchste Gewalt des Landes, sichtbar, von welcher alle anderen Gewalten ausgehen. — Sie ist der unumschränkte Gesetzgeber in politischen, Polizei-, Civil- und Kriminalsachen. Sie entscheidet über Bündnisse, Krieg und Frieden, allen Gemein-Angelegenheiten der Eidgenossen, bestimmt Steuern und Auflagen, weist mindere Geschäfte an ihre Minister und Räte und erteilt ihnen Vorschriften» (Punkt 9, S. 322). «Jeder Landmann bildet einen Teil des Souveräns, erscheint bei der Landsgemeinde, gibt seine Stimme zu allen Verhandlungen und Wahlen ... Jeder Landmann ist bewaffnet und muß bis in sein 60. Jahr zur Vertheidigung des Vaterlandes bereit sein» (Punkt 7, 321).

«Die Landsgemeinde überträgt die *ausübende Gewalt* dem Haupte der Republik, Landammann, einer kleinen Anzahl Staatsminister, nämlich dem Statthalter, Seckelmeister usw. und 60 Tagwensgenossen, Ratsherren genannt, von denen jeder Tagwen vier ernannt. — Diese Versammlung, welche aus einigen 80 Landleuten besteht, bildet unter dem Vorsitz des regierenden Landammanns den Landrat oder die Landesregierung, welche der eigentliche Stellvertreter des Volkes ist.» Er hat auch gewisse gerichtliche Funktionen (Punkt 10 und 11, 324). — Die Landsgemeinde der Reformierten ist zugleich der erste Bischof, daher werden von ihr alle Ehegesetze und Kirchenordnungen bestimmt. Bei den Katholiken gehören diese Sachen vor den Bischof von Konstanz und den Papst» (Punkt 16, 328).

Abschließend stellt Ebel fest, daß in Glarus ein noch besser abgewogenes Verhältnis zwischen Demokratie und Stellvertretung bestehe als etwa in Appenzell. Die Jahrbücher dieses Freistaats täten denn auch keiner bürgerlichen Unruhen Erwähnung, welche aus dem Kampfe des Volks gegen die Anmassungen ihrer Regierungsbeamten entstanden wären. Innere Streitigkeiten hatten ihre Quelle einzig im Glaubensfanatismus und im Eigenutz, konnten aber immer wieder beigelegt werden. Endlich stellt Ebel das Fehlen jeder physischen Zwangsgewalt fest und nennt die moralische, in den Sitten begründete Zwangsgewalt. Es ist das Friedegebot, dessen Bestimmungen Ebel sorgfältig nachgeht.

Die Details der konfessionellen Trennung mußten wir weglassen, ebenso, wie wir Ebels geschichtliche Ausführungen im ganzen bei Seite gelassen haben, sind sie doch meist überholt. Wir erwähnen nur ein Detail, das mitten in irrgewissen Ausführungen über eine demokratische Urfreiheit seinen Platz gefunden hat, die Mitteilung, daß in den Zeiten der Unfreiheit «unter ihnen einige 30 Geschlechter lebten, welche nicht das Joch der damaligen harten Leibeigenschaft trugen, sondern ganz freie Menschen waren» (313). Durch Fritz Stuckis Untersuchungen ist dieser wichtige Umstand in der Substanz durchaus erhärtet worden ¹¹.

Wir schließen mit dem Rückgriff auf den Anfang.

«Die verschiedenen Landschaften, welche ich bisher durchwandert hatte», schreibt Ebel, bevor er den Hauptort Glarus schildert, zeigen in Betreff der Bevölkerung, der Tätigkeit, der Ordnung in Land- und Hauswirtschaft, der Wohlhabenheit seiner Bewohner einen so unverkennbaren Abstich von Appenzell und Glarus, daß jeder, der nur das erste Grenzdorf dieser Kantone betritt, augenblicklich diesen Unterschied wahrnehmen muß. So außerordentlich ist der Einfluß der bürgerlich-politischen Lage der Einwohner eines Landes. In jenen Distrikten herrscht mehr oder minder Leibeigenschaft und Untertänigkeit, in Appenzell und Glarus leben freie Menschen auf freiem Boden unter Gesetzen, die von ihnen selbst ausgehen» (186).

Wenn Ebel von Paris aus den Ruf nach Reformen erhob, so ging es ihm offenbar um die Ausebnung des Unterschiedes zwischen freien und untertänigen Gebieten. Die in ihrer Art von ihm selbst als vollkommen anerkannten Institutionen der freien Gebirgsvölker konnte er nicht angetastet wissen wollen.

¹ *Jacob Gehrung*, Das Glarnerland in den Reiseberichten des 17.—19. Jahrhunderts (JHVG 51, 1943). — *Johann Jakob Blumer*, Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratien. St. Gallen 1850—1859. — *Ernst Zweifel*, Johann Jakob Blumer und das Glarnerische bürgerliche Gesetzbuch (= Zürcher Beiträge zur Rechtswissenschaft NF 266), Zürich 1966. — *Jakob Winteler*, Geschichte des Landes Glarus II (von 1638 bis zur Gegenwart), Glarus 1954. — *Jost Hösli*, Glarner Land- und Alpwirtschaft in Vergangenheit und Gegenwart. 359 S. Glarus 1948. — *Fridolin Kundert*, Die Lebensmittelversorgung des Landes Glarus bis 1798. Eine volkswirtschaftliche Studie. Glarus 1936. — *Hans Trümpy-Meyer*, Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jahrhundert. Basel 1958.

² Unter seinem eigenen Namen hat J. G. Ebel keine Sieyès-Übersetzung herausgegeben. Aber die zweibändige deutsche Ausgabe der politischen Schriften des Abbés mit der Jahrzahl 1796, die weder Übersetzervermerk noch Ortsangabe enthält, dürfte doch diejenige sein, von der jeder, der es wissen wollte, wußte, daß sie von Ebel eingeleitet, zusammengestellt und übersetzt war, wobei einzig unklar sein mag, wieweit Ebels Freund K. E. Oelsner dabei beteiligt war.

³ Hölderlin an Ebel, von Frankfurt nach Paris, 10. Jan. 1797 (SW, hrsg. von W. Beißner VI, 229, Zeile 21—25; Msgr. beim Nachlaß Ebel in Zürich).

⁴ «Ich muß aufhören, um einen Spaziergang mit einem Manne nicht zu verfehlern, der vor andern geeignet ist, Fragen über den moralischen Zustand dieses Volks zu beantworten.» So steht in einem der Akademie der DDR gehörenden Briefe Niebuhrs an seinen Freund H. de Serre, den damaligen franz. Botschafter in Neapel, zu lesen. (Zürich, 26. Juli 1823.) Am 8. August schreibt Niebuhr seiner Schwägerin Dore Hensler aus Frankfurt von einem sehr bekannten Mann, den er nicht besuchte, der ihn aber aufsuchte. Hier könnte wiederum Ebel gemeint sein, und es hätte sich dann an den Besuch der Spaziergang angeschlossen. Bei dem nicht mit Namen genannten könnte aber an dieser Stelle auch an den Arzt und liberalen Publizisten Paul Usteri gedacht sein. (Das Original auch dieses Briefes liegt im Hauptarchiv der Akademie der DDR in Berlin.)

⁵ Über die schweizerische Mundarten betreffenden Idiotika vgl. das in Anm. 1 zitierte Buch von Hans Trümpy, 120—149, speziell über die dialektkundlichen Interessen von Ebel: 145—147, wobei er selbstverständlich von dem für Ebel abgefaßten, verlorenen Glarner Idiotikon nichts wissen konnte. Trümpy bemerkt übrigens, der gleichzeitige führende schweizerische Dialektologe Stalder habe Ebel besonders gerühmt (145, Anm. 8).

⁶ Die Äußerungen beziehen sich auf eine Schwägerin von Frau Susette Gontard (Diotima), Margarethe (Gredel) Gontard (1769—1814), mit der Ebel «seit 1788 bekannt war und bis zu ihrem Tode in herzlicher Neigung verbunden blieb (Briefkommentar der genannten Ausgabe, Bd. 6, 825, zu dem in Anm. 7 genannten Brief). Der Brief von 1797 zeigt, daß Hölderlin von der Zuneigung Gredels genaue Kenntnis hatte. Nach dem Kommentar zu dem Briefe von 1795 waren es Gründe der Familienkonvention, des Standes, des Vermögens, die es nicht zu einer Verbindung kommen liessen.

⁷ Hölderlin an Ebel, 9. Nov. 1795 (Ausg. von Beißner 6, 184, Z. 38—41).

⁸ Gleichzeitig mit Ebel war J. R. Steinmüller, der ursprünglich im Kanton Glarus geistliche Stellen bekleidet hatte, dann in Gais, zuletzt im St. Gallischen wirkte, mit vergleichbaren Studien beschäftigt, die indes ebensowenig über das 2. Bändchen hinausgediehen sind. Seine Verdienste liegen auf landwirtschaftlichem und pädagogischem Gebiete. Als Ebels Buch längst geschrieben war und nur noch den Druck in Leipzig abwartete, stand Steinmüller, damals Pfarrer der ev.-ref. Gemeinde Gais

im Kanton Sentis, mitten an der Arbeit an seiner «Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirtschaft, nach den verschiedenen Abweichungen einzelner Kantone». Winterthur 1802. Aber Ebels beide Bände waren erschienen, als Steinmüllers erstes Bändchen sich noch in der Druckerei befand. Ebels 2. Band behandelte Glarus, während Steinmüller mit diesem begann. Er konnte eben noch einen Anhang von 11 Seiten einfügen lassen, die dazu dienen, Ebels allerlei Fehler, die ihm unterlaufen seien, vorzuhalten (S. 180—190; 276). Sachlich können wir nicht urteilen. Wir können nur bemerken, daß wenn auch alle Einwände Steinmüllers gegen Ebels — Einwände sehr verschiedenen Gewichtes — sachlich zutreffen sollten, sich diese doch auf die Landwirtschaft allein beziehen, nicht auf die vielen andern Gebiete des Lebensganzen, das Ebels da wie dort vor Augen hat, auch nicht auf die Sorge um Stand und Gang dieses Ganzen. — In seinem zweiten, vornehmlich Appenzell und dem Rheintal gewidmeten Bande rügt Steinmüller einzig, daß der «gelehrte Verfasser» des Konkurrenzwerkes von 1798 sich Walsers Appenzellerchronik habe entgehen lassen. Pflichtschuldig machen wir auf Steinmüllers Aussetzungen aufmerksam. Indes, wären sie auch alle begründet, so wäre der gute Steinmüller mit all seinen landeskundlichen, landwirtschaftlichen und pädagogischen Verdiensten noch lange kein Ebels. Ebels ist Steinmüller literarisch nicht in einer eigenen Schrift entgegengetreten, ob sonstwie, haben wir nicht feststellen können. Übrigens ist vielleicht beim einen oder andern Punkte auch zu bedenken, daß Steinmüller seiner neuen appenzellischen Heimat gewogener ist als dem aufgegebenen Glarus (s. bes. S. 190). Indes dürfen wir diese Differenzen, auch wenn es wirklich solche ernsthafter Art waren, nach bald 200 Jahren füglich ad acta legen. Wie sehr der ferne Schlesier auf das Einzelne eingeht, dabei aber nie den Blick auf das Ganze vergißt, das schien uns bedeutsam, und in dieser rousseauisch-hölderlinischen Höhe scheint er uns für unsere bescheidene Landeskunde nicht dies und das, sondern sehr viel zu bedeuten und sagen zu können. — Gottfried Heer, der sich 1908 in einem Heftchen, das als Sonderabdruck aus der Neuen Glarner Zeitung erschienen ist, über Steinmüller geäußert hat, geht auf die Differenzen nicht ein, ja, er erwähnt Ebels gar nicht.

⁹ Pfr. Dr. Bernhard Becker, Die Allmeinde, das Grundstück zur Lösung der sozialen Frage, gestützt auf schweizerische Verhältnisse. Basel 1868.

¹⁰ Hermann Bächtold, Die geschichtlichen Entwicklungsbedingungen der schweizerischen Volkswirtschaft, in: Ges. Schr. hrsg. von Eduard Vischer. Aarau 1939, 87.

¹¹ Fritz Stucki, Beiträge zur Geschichte des Landes Glarus vor seiner Befreiung. Phil. Diss. Zürch. Glarus 1936, 63 ff.